

"Meine Forschung ist durch und durch politisch"

Riegel, Christine; Baßler, Bianca; Hagemann-White, Carol

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Riegel, C., Baßler, B., & Hagemann-White, C. (2014). "Meine Forschung ist durch und durch politisch". *FZG - Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*, 20(1), 115-128. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-77418-6>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

„Meine Forschung ist durch und durch politisch“

Christine Riegel und Bianca Baßler im Gespräch mit Carol Hagemann-White

Carol Hagemann-White ist ausgewiesene Frauen- und Geschlechterforscherin. Seit 1988 ist sie Professorin für Allgemeine Pädagogik/Frauenforschung an der Universität Osnabrück. Aktuell leitet sie das EU-Forschungsprojekt „Interkulturelle Begegnungen bei der Intervention gegen Gewalt (CEINAV)“. Aus den USA kommend, hat sie zunächst Geschichte an der Harvard University (USA), dann in Deutschland Philosophie an der Universität Bonn und Philosophie, Geschichte und Soziologie an der Freien Universität Berlin studiert. 1976 habilitierte sie dort in Soziologie. Neben zahlreichen Forschungsprojekten zu Sozialisation und Konstruktionsprozessen von Geschlecht, Gesundheit und Gewalt im Geschlechterverhältnis und dem Engagement in frauenpolitischen Fragen und Projekten, war sie u. a. 1977-1980 im Auftrag des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit für die unabhängige wissenschaftliche Begleitung des ersten Berliner Frauenhauses verantwortlich. Dieses bundesweit erste Frauenhaus wurde als Modellversuch „Hilfen für misshandelte Frauen“ gemeinsam von Bund und Land gefördert. Sie hat im Rahmen ihres Gutachtens für den 6. Jugendbericht 1982 das Theorem von Zweigeschlechtlichkeit als kultureller Konstruktion in die deutschsprachige Diskussion eingeführt und als Basiskonzept für die Analyse von Sozialisation vertreten.

Im Dezember 2013 führten Christine Riegel und Bianca Baßler ein schriftliches Interview mit Carol Hagemann-White.

Frau Hagemann-White, Sie haben mit ihrem Buch „Sozialisation männlich-weiblich?“ (1984) im deutschsprachigen Raum einen wichtigen Beitrag zur theoretischen Diskussion zur Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit geleistet und damals für die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung und die akademische Ausbildung in pädagogischen Studiengängen ein einflussreiches Werk geschaffen. Wie schätzen Sie die Bedeutung des Buches für die damalige und heutige Diskussion zu ‚Bildung, Erziehung, Sozialisation und Geschlecht‘ ein?

Über die Bedeutung eigener Werke sollten Autorinnen sich besser nicht auslassen. Ich hatte zwei in diesem Kontext zentrale Gedanken. Zum einen, dass wir uns in einem symbolischen System der Zweigeschlechtlichkeit bewegen, das nur bestehen kann, indem es fortlaufend vollzogen wird, das Geschlecht also durch und durch eine kulturelle Konstruktion ist. Zum anderen, dass wir dieses System von früh an als Rahmen unserer Selbstwerdung, Interaktion und Identität vorfinden, wie die Sprache, in der wir uns verständigen: Veränderbar, aber kei-

neswegs dem Belieben verfügbar. Dieses Verständnis von Zweigeschlechtlichkeit war mein Angebot einer Übersetzung für das englischsprachige Konzept *gender*, das schon damals – jedenfalls in der feministischen Theorie – die Aufspaltung von *sex* und *gender* überwunden hatte (Chodorow z.B. sprach von dem *sex-gender-system*). Leider wurde dieses Angebot nicht wirklich angenommen, und kurze Zeit später meinten deutsche Feministinnen, eine Trennung von *sex* und *gender* einführen zu müssen, die ja dem Denken in der deutschen Sprache fremd war (und geblieben ist). Ein weiterer Vorteil des Konzepts *Zweigeschlechtlichkeit als symbolisches System und als kulturelle Konstruktion* war, dass damit Kinder als Akteure in den Blick kommen konnten, was ein sehr viel produktiveres Verständnis von Sozialisation zuließ. Diese Einsicht musste leider auf die neuere Kindheitsforschung ‚warten‘, mit dem Nachteil, dass dort Geschlecht gewissermaßen abgeschnitten vom gesellschaftlichen Geschlechterverhältnis eingebracht wird. Die Machtdimension des Systems der Zweigeschlechtlichkeit gerät oft aus dem Blick, die Konstruktion wird zum unschuldigen Spiel.

Könnten Sie uns bitte vor diesem Hintergrund das dem Konzept Zweigeschlechtlichkeit als symbolisches System und als kulturelle Konstruktion zugrundeliegende Subjekt-Verständnis explizieren bzw. den Hinweis, dass Kinder als Akteure in den Blick kommen können, noch etwas weiter ausführen?

Ich möchte eine Antwort dadurch versuchen, dass ich einen selten gelesenen Vortrag ausführlich zitiere, den ich 1988 in Salzburg gehalten habe. Darin habe ich meinen Anspruch ausgeführt, psychoanalytisches Denken mit einem Feminismus zu verbinden, der „jegliche Zwangsläufigkeit in den psychischen Folgen des anatomischen Unterschiedes in Abrede stellt“ (Hagemann-White 1988: 57). Meine dort recht verdichtet gebotene Kritik an den Widersprüchen und Abspaltungen, aber zugleich historischen Fortschritten von Studentenbewegung und Frauenbewegung sind heute wohl schwieriger nachzuvollziehen, weil die damals aktuellen Bezüge eher vergessen sind. Die subjekttheoretischen Überlegungen sind aber vielleicht noch zugänglich; um diese zu verdeutlichen möchte ich an dieser Stelle einige Passagen aus dem Vortrag anführen:

Die gängige und politisch durchaus nützliche Formulierung, daß es um die Entdeckung und Kritik des Geschlechts als sozialer Kategorie ginge, greift zu kurz, weil sie die gelebte Geschlechtlichkeit, die sich niemals nur als Kategorie erfährt, außen vorläßt. Versuchen wir es mit einer anderen Formulierung: Das eigentliche und entscheidende Thema des Feminismus ist die Verleiblichung von Herrschaft. Herrschaft wird in die Leiblichkeit von Geburt an eingespeist, bis unser körperliches Selbst- und Fremderleben und unsere elementaren Bedürfnisse, Begehren wie Abscheu und Ekel, davon durchtränkt sind. Umgekehrt werden die Institutionen und Inszenierungen der Herrschaft von einer Schicht leibbezogener, im weitesten Sinne sexueller Bedeutungen angereichert und unterfüttert, mit der Folge, dass

auf diesem Wege selbst recht eindeutig unterdrückende Instanzen Anerkennung, Begeisterung oder die Erwartung von Schutz vor den (von der Herrschaft selbst produzierten!) Ängsten hervorrufen. (Hagemann-White 1988: 58)

Die kulturelle Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit lehrt uns, und unsere gesamte persönliche und soziale Identität ist darauf gegründet, daß es nur zwei Arten von Menschen gibt, die wie nach einem Naturgesetz eingeteilt sind. Eine Frau mag vieles tun, was Männern zusteht, aber sie kann in dieser Ordnung der Dinge niemals ein Mann werden.¹ Zugleich lernen wir aber von früh an, daß diese Zugehörigkeit zwar aufs Engste mit unserer Körperlichkeit verflochten ist, niemals aber durch den Körper in seinem Sosein sichergestellt und erledigt ist. Vielmehr muss die Geschlechtszugehörigkeit kontinuierlich in der alltäglichen Interaktion dargestellt werden. Sie muss sogar in der innerlichen Form von Sozialität, gewissermaßen in meiner Beziehung zu mir selbst, die ich in vorgestellten und erinnerten Interaktionen im Geiste lebe, kontinuierlich produziert und bestätigt werden. (Ebd.: 61)

Diese interaktionistische Sicht auf das Geschlecht vermag ... das heranwachsende Kind und das Opfer von Unterdrückung als Subjekt ihres enteigneten eigenen Leibes zu denken. [Ich führe an dieser Stelle Luce Irigaray und Barrie Thorne ein]. Indem wir Kinder bei der Interaktion mit ihrem jeweiligen sozialen Umfeld, bei der aktiven Mit-herstellung von Geschlecht für sich und andere, zugleich bei der Aushandlung situativ akzeptierter Abweichungen beobachten, sehen wir sie auch als partiell imstande, Verschiebungen und Veränderungen in der Definition von Geschlechtlichkeit zu bewirken. Wir können dann einen Begriff der Eigenmächtigkeit und Eigenwilligkeit bilden, die für solche Aushandlungsprozesse erforderlich sind; erst in Relation dazu wird es möglich, einen Begriff von Machtmißbrauch oder Übermächtigung, d.h. auch von Gewalt gegen Kinder zu entwickeln, der nicht auf das Verfehlen der von Eltern oder von Ersatzeltern gesetzten Entwicklungsziele abhebt. (Ebd.: 62)

Das Potential dieses Ansatzes ist noch zu entfalten. Ich will nur einige kurze Hinweise geben. Indem wir darauf verzichten, die elterliche Gewalt in der Theorie zu reproduzieren, nehmen wir den Kindern ihre Ohnmacht, aber auch ihre Unschuld. Es gibt ebenso wenig eine unschuldige Kindheit wie es eine geschlechtslose gibt – und dies schließt nicht nur die sexuellen Spiele ein, sondern auch die aktive Beteiligung an der Verleiblichung patriarchaler Herrschaft. (Ebd.: 64)

Diese aktive Beteiligung schließt ein, dass Mädchen und Jungen durchaus die Aspekte von Dominanz und Unterordnung und die darin enthaltenden Potentiale, eigenen Wünsche auf Kosten anderer oder Lust an der Kränkung und Demütigung anderer entdecken und in ihre tägliche Lebenspraxis einbeziehen können. Kinder sind demnach nicht nur (notwendig) handelnde Subjekte bei der Konstruktion von Geschlecht, sondern sie erproben auch geschlechtsspezifische Dimensionen der Herrschaft; auch das gehört zur These, dass Kinder nicht unschuldig sind.

Vielleicht vermitteln diese Zitate und Hinweise ein Verständnis meines subjekttheoretischen Ansatzes. Für mich bedarf die radikale feministische Kritik der Ergänzung durch eine psychoanalytische Sicht auf das

aktiv an der Geschlechterkonstruktion beteiligte Subjekt, worin das Subjekt als im Leib lebend erscheint, als verletzlich und bedürftig, widerständig gegen alle Vernunft und von einem Selbst getrieben, welches dem eigenen Bewußtsein nicht als „Ich“ erkennbar ist. (Ebd.: 65)

Sie haben das Konzept Zweigeschlechtlichkeit als symbolisches System und als kulturelle Konstruktion in Auseinandersetzung mit dem Thema Sozialisation entwickelt. Könnten Sie – auch vor dem Hintergrund des Themenschwerpunktes dieses Heftes – ein paar Überlegungen formulieren, was dies für die Bereiche Erziehung und Bildung bedeutet? In welcher Weise ist das Konzept für die Gestaltung und (kritische) Analyse von Verhältnissen und Prozessen von Bildung und Erziehung nutzbar zu machen?

Dieses Konzept bedeutet, dass wir mit der vergleichenden Messung von Eigenschaften und Verhaltensdispositionen und den Erklärungen, warum Mädchen und Jungen unterschiedlich sind, besser aufhören sollen, egal ob die Erklärungen auf die Evolutionspsychologie, das Lernen am Modell oder sonst etwas zurückgreifen. Hilfreicher ist es, die Geschlechterordnung wie die Sprache zu sehen: Alle erwerben eine schon vorher existierende Sprache in ihren Grundstrukturen, verwenden sie aber unterschiedlich. So ist die stufenweise Aneignung des symbolischen Systems der Zweigeschlechtlichkeit der entscheidende Sozialisationsprozess, aber der Prozess der Aneignung unterscheidet sich je nach der eigenen Verortung darin, welche gelingen soll. Ein Strukturprinzip dieser Aneignung besteht darin, dass das eigene Geschlecht darstellbar sein und das Geschlecht anderer Menschen korrekt erkannt werden muss. Konkret wird sich das in verschiedenen sozialen Milieus ausdifferenzieren, es gibt aber tieferliegende Strukturprinzipien, z.B. dass Männlichkeit durch etwas definiert wird, was fehlen kann und dessen Anwesenheit (symbolisch) dargestellt und bewiesen werden muss, während Weiblichkeit eine Residualkategorie ist. Ein zweites, vermutlich verwandtes Prinzip erfordert von der männlichen Position eine kompetente Verfügung über Aggression, während die weibliche Position die des potentiellen Opfers ist, also Gewaltvermeidung zu üben hat und Schutz erhalten darf.

Für Erziehung und Bildung hat dies zur Konsequenz, dass wir die „Strukturübungen“ (Meuser 2005) von Männlichkeit und Weiblichkeit nicht als Ausdruck von Identitäten nehmen, sondern als Praxen, die ergänzt werden können durch andere Spiele und Praxen, ‚Lockerungsübungen‘ vielleicht. Es bedeutet ferner, dass wir als Basisannahme davon ausgehen, dass vor allem kleinere Jungen und Mädchen gleichen Alters sich oft an verschiedenen Stellen der Aneignung von Zweigeschlechtlichkeit befinden und ihre Aneignung in unterschiedlichen Sequenzen bzw. ungleichzeitig verläuft, so dass ihre spontane Neigung zu

gleichgeschlechtlichen Gruppen in den pädagogischen Prozess eingebaut werden kann.

Eine pädagogische Umsetzung dieser Erkenntnis findet sich in Island in den Hjalli-Model Kindergärten (inzwischen sind es 17 Einrichtungen, deren Bildungsarbeit sich auch auf die Grundschule erstreckt).² Dort wird mit bewusst weitgehend geschlechtergetrennter Erziehung (in Jungen- und Mädchenräumen im gleichen Gebäude) gearbeitet, wobei die gezielte Zusammenführung beider Geschlechter etwa bei Vorlesestunden, Obstpausen, Singen, Spielen und Toben im Freien (letzteres spielt eine sehr große Rolle) hinzukommt. Auf die zweigeschlechtlichen Verhaltenstendenzen wird mit genderbewusster Contraintervention geantwortet, um grundlegende Erwartungen an Sozialverhalten und Selbstkompetenzen zu vermitteln, ohne dass der ständige Vergleich zwischen Jungen und Mädchen mitspielt. Jungen lernen körperlichen Kontakt zu anderen Jungen, Aufmerksamkeit, Konzentration, Partnerarbeit (zu zweit als Peer zu lernen), die Mädchen werden ermutigt, Raum und Stimme zu ergreifen, auszuweiten und sich zu behaupten. In diesen Kindergärten mit Grundschule werden kein vorgefertigtes Spielzeug und keine fertigen Schulbücher verwendet, sondern alles selbst mit den Kindern hergestellt. Damit wird einerseits Kreativität gefördert, andererseits Anreize zum stereotypen Rollenspiel minimiert. Selbstverständlich haben die Kinder zu Hause kommerziell vertriebenes Spielzeug, Kinderbücher und Fernsehen, dies wird auch nicht abgewertet, sondern lediglich dem Familienbereich zugeordnet; es gehört aber nicht zur Schule, wo gelernt wird.

Bildung und Erziehung in Deutschland befinden sich oft in einem merkwürdig widersprüchlichen Verhältnis zur Zweigeschlechtlichkeit. Auf der einen Seite wird gerade zwanghaft darauf bestanden, dass Jungen und Mädchen zusammen sein müssen, bis hin zu Gerichtsurteilen, die das gemeinsame Schwimmen der Geschlechter als fundamentale Anforderung schulischer Bildung bewerten (obwohl nicht nur muslimische Mädchen zu Beginn der Pubertät dies oft als unangenehm empfinden, und die Kommentierung des Körpers zu den Qualen gehören kann, die in der Schule ausgestanden werden müssen, auch für Jungen). Auf der anderen Seite wird immer wieder resignativ darauf verwiesen, dass Mädchen und Jungen in diesem oder jenem Bereich ‚nun mal unterschiedlich sind‘ – als habe die Schule keinen pädagogischen Auftrag, den Kindern das zu vermitteln, was sie nicht schon von alleine können.

Es wäre nötig, in der Ausbildung für das Lehramt und für die Arbeit im Kindergarten systematisch Gender-Wissen im Sinne eines symbolischen Systems der Zweigeschlechtlichkeit (*nicht*, wie es teilweise im *mainstreaming* gehandelt wird, Scheinwissen über das Sosein der Geschlechter) zu vermitteln, und in den Einrichtungen von Erziehung und Bildung einen kreativen und offenen Umgang mit den Ungleichzeitigkeiten in den Entwicklungs- und den Prozessen sozialen Lernens der Geschlechter zu pflegen.

Ein anderes zentrales und wiederkehrendes Thema Ihrer Arbeit ist Gewalt im Geschlechterverhältnis. Bei der Betrachtung Ihrer Schriften fällt eine gewisse

Veränderung der Fokusse auf: Die Bandbreite der Forschung reicht von praxisbezogener Forschung wie der wissenschaftlichen Begleitung von Frauenhäusern in den 1980er Jahren, die eng im Zusammenhang mit der Frauenbewegung zu sehen ist, bis hin zu international vergleichenden Studien, die Sie bis heute betreiben. Darüber hinaus zeichneten sich Ihre Arbeiten zunächst durch eine Konzentration auf Gewalt gegen Frauen aus und zielen in aktuellen Projekten inzwischen auch auf andere Gewalt-Phänomene, wie z.B. Gewalt in Paarbeziehungen, Gewalt gegen Kinder und Gewalt im Kontext sexueller Ausbeutung ab. Würden Sie einer solchen Charakterisierung der Entwicklung ihrer Arbeit zum Thema Gewalt zustimmen? Wie würden Sie ihre Studien und Schwerpunktsetzungen einordnen? Worin sehen Sie den Gewinn – oder die Notwendigkeit – einer solchen Öffnung oder Erweiterung des Forschungsblickes?

Das beschreibt die Entwicklung nicht ganz richtig. Wir haben 1990 den Begriff „Gewalt im Geschlechterverhältnis“ während des Gutachtens für die niedersächsische Landesregierung 1991 geprägt, weil die Erkenntnisse über sexuellen Missbrauch einerseits einen engen Zusammenhang mit verschiedenen Formen der Gewalt gegen Frauen bestätigt haben, andererseits sehr deutlich zeigten, dass Jungen auch Opfer werden und Frauen (wenn auch seltener) Täterinnen sein können. Der Begriff entspricht dem englischen *gender-based violence*. Übrigens sind Zusammenhänge zwischen Gewalt gegen Frauen in Paarbeziehungen und Gewalt gegen Kinder – körperliche, emotionale und auch sexuelle Gewalt sowie indirekte Gewalt durch das Miterleben von Gewalt gegen die Mutter – schon in der Begleitforschung zum ersten Berliner Frauenhaus deutlich geworden und wurden in dem Abschlussbericht 1981 beschrieben. Deswegen hat mich die anhaltende Spaltung der Bewegungen und der Debatten schon lange beunruhigt.

Eine konzeptionelle Schwierigkeit war zudem dadurch entstanden, dass wir bislang keine zureichende theoretische Verknüpfung zwischen *Gewalt im Geschlechterverhältnis* und *Gewalt im Generationenverhältnis* herstellen konnten. Denn keineswegs alle Fälle von Kindesmisshandlung haben einen Kontext von Gewalt gegen die Mutter. Zudem kann Gewalt gegen Frauen allgemein als Durchsetzung eigener Bedürfnisse, Interessen, Begierden oder wahrgenommener Anrechte des Täters verstanden werden, da das Ohnmachtsgefühl, das Männer oft als Auslöser einer Gewalthandlung beschreiben, sich auf das bezieht, was sie als ihr Anrecht empfinden, was ihnen zusteht. Bei Kindesmisshandlung gibt es zwar auch eine vergleichbare Dimension (mir steht zu, dass zu Hause Ruhe ist, wenn ich Ruhe brauche!), aber die Überforderung, die manchmal in Kindesmisshandlung einmündet, steht zugleich im Kontext einer nicht zur Wahl stehenden Bindung und Verantwortung. Von einem Kind kann man sich nicht scheiden lassen, außer durch radikale Schritte, wie die Flucht aus der Familie insgesamt oder die Abgabe des ‚schwierigen‘ Kindes an die Behörde, und auch das ist speziell für Mütter sozial geächtet.

Die strukturelle Gewalt, die der Misshandlung und Vernachlässigung von Kindern in der Familie zugrunde liegt, ist in einer gesellschaftlichen Ordnung verwurzelt, die zu wenig für die Sicherung der Grundrechte des Kindes tut,

biologische Elternschaft als eine Naturressource für die benötigten emotionalen, kognitiven und sozialen Kompetenzen betrachtet und die kleine oder Kleinst-Familie für das Kindeswohl verantwortlich macht und dabei i.d.R. allein lässt. Daher steht im Kinderschutz die Hilfe zunächst im Vordergrund. (Bei sexuellem Missbrauch haben die Zusammenhänge sehr viel mehr Ähnlichkeit mit den Strukturen bei Gewalt gegen Frauen.)

Dennoch haben wir bei unserer Machbarkeitsstudie für die EU nach und nach (und zum Teil für uns selber überraschend) festgestellt, dass Strategien und Empfehlungen, die zunächst im Hinblick auf eine Gewaltform gedacht wurden, oft auch für andere Gültigkeit haben. Wir kamen zu dem Ergebnis, dass eine übergreifende Strategie, die Gewalt gegen Frauen, Gewalt gegen Kinder und homophobe Gewalt erfassen kann, sinnvoll und möglich wäre. Das war für mich Anlass, im jetzt beginnenden Projekt mit einem solchen umfassenden Blick zu beginnen.

Die Entwicklung meiner eigenen Arbeit würde ich nicht so sehr in einer Verlagerung meiner Aufmerksamkeit zu anderen Gewaltformen sehen, als in der Verlagerung des Schwerpunkts vom Lokalen zum Europäischen, und von der direkten praktischen Arbeit mit Betroffenen auf die Rahmenbedingungen dieser Arbeit. Dabei versuche ich, den Bezug zu den Erfahrungen und Entwicklungen in der Praxis ‚an der Basis‘ zu erhalten. Nur so kann ich die Maßstäbe für das, was ‚gute Praxis‘ ist und wofür Politik und Gesetzgebung den Rahmen herstellen sollen, an die Frage binden: Was ist geeignet, die Selbstmächtigkeit der von Gewalt betroffenen zu stärken? (vgl. Hagemann-White 2009; 2013)

Sie führen in Ihren Texten immer wieder die (Notwendigkeit der) Berücksichtigung von weiteren Differenzkonstruktionen und Ungleichheitsverhältnissen jenseits von Geschlecht an. Welche Bedeutung messen Sie diesbezüglich der aktuellen Intersektionalitätsdebatte bei?

Auch eine schwierige, weil zu abstrakte Frage. Intersektionalität als Begriff beruht auf einer Metapher in der englischen Sprache, die so nicht übersetzt werden kann (dahinter steht die Wortgleichheit von ‚Straßenkreuzung‘ und ‚Schnittmenge‘), der Begriff ist daher m.E. nie wirklich im Deutschen angekommen und wird immer als ein Zwischending zwischen Fachfremdwort und Gebot politischer Sensibilität gehandelt.

Also: es handelt sich nicht um viele verschiedene Differenzen, die kreuz und quer zueinander liegen und bei denen wir wie beim Mikado-Spiel schauen müssen, welche wir gerade zuerst aus dem Haufen ziehen. Wir müssen vielmehr genau nachschauen, wie die jeweiligen Differenzkonstruktionen funktionieren und woher sie stammen. Und mir scheinen in der deutschen Diskussion zwei Lücken bemerkenswert. Zum einen wird in diesem Kontext kaum noch darüber reflektiert, wie soziale Ausgrenzung durch Armut und Abdrängung in den deregulierten Arbeitsmarkt funktioniert und mit anderen Hierarchien zusammenhängt, und warum die große Mehrheit der Deutschen bereit ist, das rapid zunehmende Auseinanderklaffen der Schere zwischen reich und arm als alter-

nativlos hinzunehmen, so dass Politiker unwidersprochen behaupten können, individuell erworbene Bildung sei ein Mittel gegen Armut. Mit dem marxistischen Begriff der Arbeiterklasse ist dies nicht zu fassen. Zum anderen wird nur zaghaf und ungerne zugegeben, dass Deutschland (in welchen Grenzen auch immer) am großen europäischen Kolonialprojekt und an der Selbststilisierung West- und Nordeuropas zum überlegenen Okzident mehr als nur marginal beteiligt war (und am heutigen Kolonialprojekt in dieser Tradition leitkulturmäßig mitwirkt). Die koloniale Differenz bestimmte und bestimmt noch heute, wer als fremde oder bedrohliche ‚Rasse‘ galt, und dies prägt die Migrationspolitik der EU. Das Projekt ‚Okzident‘ hatte zentralen Anteil an der Formierung der hegemonialen Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit in der Moderne, ebenso wie an den Konzepten der Kindheit und der vom Erwachsenenstatus radikal abgeschiedenen Kindlichkeit (und die als minderwertig betrachteten Fremden wurde sowohl feminisiert als auch ‚verkindlicht‘, um ihren subalternen Status zu legitimieren).

Diese beiden Differenzverhältnisse haben, gesellschaftstheoretisch gesehen, einen fundamental anderen Charakter als Differenzen in der Zubilligung von Anerkennung z.B. je nach Gesundheitsstand oder Alter. Soziale Ungleichheitsverhältnisse sind vielfältig, sie werden verstärkt als solche gesehen auf der Folie des Prinzips der universellen Inklusion. Zweifellos leiden Menschen darunter, und protestieren zu Recht, wenn sie aufgrund von Merkmalen, für die sie nichts können, benachteiligt oder zurückgesetzt werden. Das bringt aber das demokratische Prinzip notwendig hervor! Für die grundlegenden ‚Differenzkonstruktionen‘ geht es, um mit Hannah Arendt zu sprechen, um das Recht, überhaupt Rechte zu haben. Und darum ging es auch in der feministischen Bewegung in Bezug auf Frauen insbesondere im scheinbar privaten Raum der Familie.

In verschiedenen Arbeiten und Texten, bspw. in den Artikeln „Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen?“ (1993) und „Der Umgang mit Zweigeschlechtlichkeit als Forschungsaufgabe“ (1994) beschäftigen Sie sich mit der Gefahr der Reproduktion von Zweigeschlechtlichkeit in empirischer Forschung. Inzwischen wird das Problem der Reifizierung im Kontext kritischer Wissenschaften breit diskutiert. Wie gehen Sie mit den angesprochenen Gefahren der Reproduktion von Zweigeschlechtlichkeit in der Forschung, nicht nur mit Blick auf Geschlechterdualismen, sondern auch auf heteronormative Implikationen, um?

Ich weiß gar nicht, ob es richtig ist, hier von ‚Gefahren‘ zu reden. Ich habe damals versucht, zu vermitteln, dass dies unvermeidliche Momente im Forschungsprozess sind, die aber nicht stehen bleiben dürfen. Differenzen, die mit Dominanz und Unterordnung verbunden sind, sind real, sie strukturieren die Welt, in der wir leben, und es wäre unsinnig, sie nicht sehen und benennen zu wollen.

Ich tue mich schwer damit, die Debatten um Essentialismus zu verstehen. Gewiss, ich habe damals auf Fußangeln hingewiesen, die in Theorie und Empirie beachtet und reflektiert werden müssen. Aber es gibt keinen Ort außerhalb des Systems, von wo aus wir frei aussuchen könnten, ob wir uns beteiligen. In

diesem von Geburt an erlebten Rahmen findet die Selbstbildung durch soziale Praktiken (Helga Bilden) statt, so wie wir unsere sprachlichen Kommunikationskompetenzen dadurch realisieren, dass wir eine bestimmte Sprache, nämlich die unseres Umfeldes, zu sprechen beginnen.

Die in der eigenen Kultur geltende symbolische Ordnung von Zweigeschlechtlichkeit anzueignen bedeutet, sie als Medium der Verständigung über Identität zu nehmen, sich selbst in dieser Ordnung zu orten. (Hagemann-White 1984: 90)

Zweigeschlechtlichkeit ist „gerade in der Komplexität ihrer symbolischen Darstellung die *Grammatik der Begierden*“ (ebd.: 85).

Insofern sehe ich keinen Widerspruch zwischen der Erkenntnis, dass das symbolische System der Zweigeschlechtlichkeit durch und durch eine kulturelle Konstruktion ist, und der Erforschung, Analyse und Kritik aus der Sicht von Frauen, will heißen: Menschen, die ihr Leben lang auf Plätze verwiesen werden und mit Ansinnen, Erwartungen und Zumutungen umgehen (müssen), die aufgrund der Geschlechterkonstruktion auf sie treffen. Selbstverständlich haben wir Möglichkeiten, uns gegen die Zumutung zu wehren, aber eben von innen, nicht von außen, und auch der Widerstand ist immer zugleich in die Konstruktion verwickelt. Bündnisse unter denjenigen, die von Ungerechtigkeiten und Zumutungen betroffen sind, können Selbstmächtigkeit wachsen lassen und Freiräume für die Erprobung anderer Möglichkeiten schaffen. Die Position in der bestehenden Ordnung und den eigenen sozialen Ort (mit den dazu gehörigen Anteilen von Macht und Ohnmacht) zu erkennen, ist die Basis wirksamen Handelns, während die Selbstinszenierung als Meisterin der Performanzen in erster Linie Unterhaltungswert hat. Es gibt, finde ich, Wichtigeres und Interessanteres, als sich mit der Performanz als solcher zu beschäftigen.

Welche Herausforderungen hinsichtlich der Reproduktion von dominanten Differenzordnungen sehen Sie bspw. in Ihrem aktuellen Forschungsprojekt „Cultural Encounters in Interventions Against Violence (CEINAV)“, in dem ja auch andere Differenzkonstruktionen, beispielsweise ‚kulturelle Differenzen‘ bzw. ‚kulturelle Unterschiede‘ adressiert bzw. in den Fokus genommen werden?

Wir haben uns in diesem Projekt für die Begrifflichkeit schon mal ein halbes Jahr Zeit zum Projektbeginn eingeräumt, gerade, weil sie eine Herausforderung ist und werden während der gesamten drei Jahren Laufzeit weiter damit ringen. Differenzen werden dabei sehr konkret betrachtet: Wir untersuchen das Aufeinandertreffen kultureller Unterschiede bei den Strategien zum Schutz von Frauen vor Partnerschaftsgewalt sowie vor sexueller Ausbeutung und von Kindern vor Misshandlung und Vernachlässigung. Ziel ist es, Grundlagen für eine ethisch verantwortliche Intervention zu legen, bei der diejenigen, denen geholfen werden soll, nicht für vorab festgelegte Ideen vereinnahmt werden. In den gegenwärtigen Debatten um eine Politik der Anerkennung von Differenz ist erhöhte Aufmerksamkeit für die innere Vielfalt und Ungleichheiten in jeder

sozialen Gruppe, im Geschlechter- wie im Generationenverhältnis, vonnöten. Wir werden Differenzkonstruktionen aus verschiedenen Perspektiven betrachten: im Vergleich der unterschiedlichen Prämissen von Intervention in vier Ländern, aus der Sicht von Fachkräften aus der Praxis in multiprofessionellen Workshops und durch Interviews mit Betroffenen, die Intervention erlebt haben. Wissend, dass die Verwobenheit von Differenz und Macht die strukturell Unterlegenen oft zum Schweigen bringt (bzw. die Professionellen darin hindert, wirklich zuzuhören), werden zudem Künstlerinnen gemeinsam mit Betroffenen die Möglichkeit sondieren, deren Sicht auf erlebte und erhoffte Intervention mit den Mitteln partizipatorischer Kunst darzustellen. Das könnte Wege zur Bildung von Sensibilität jenseits der gängigen verbalen Zusicherungen eröffnen.

Inwieweit ist für Sie, trotz aller Kritik am System der Zweigeschlechtlichkeit, ein strategischer Essentialismus sinnvoll?

Die Debatte um strategischen Essentialismus verstehe ich schlichtweg nicht, sie scheint mir überflüssig (s.o.). Ich finde, feministische Forschung und Praxis haben schon seit ihren Anfängen eine Dekonstruktion des zugeschriebenen und zugemuteten Geschlechts unternommen und zugleich benannt und untersucht, welche Konsequenzen das Leben im symbolischen System der Zweigeschlechtlichkeit hat. Dies war gerade die Grundlage dafür, darum zu kämpfen, diese Konsequenzen und die dahinter stehenden Strukturen von innen heraus zu verändern.

So habe ich die Ausgangsthese auf der ersten Seite von Judith Butlers Buch „Gender Trouble“ schon damals als ärgerlich und unredlich kritisiert. Dort behauptete sie (und ich meine, wider besseres Wissen), dass feministische Theorie eine zugrunde liegende Identität der Kategorie ‚Frau‘ vorausgesetzt hat, die sie darauffolgend dekonstruiert. Das war eher eine Karikatur als eine berechtigte Kritik, denn die feministische Bewegung nach 1968 empörte sich genau darüber, dass Frauen gesellschaftlich und kulturell eine kollektive Identität zugeschrieben und auferlegt worden ist, es ging darum, sich davon zu befreien.

Was hingegen mit der Entfaltung der Frauenforschung immer deutlicher hervortrat, sind die vielfältigen Auswirkungen, die es hat, von Geburt an kulturell und gesellschaftlich der Zumutung einer bestimmten kollektiven (geschlechtsbezogenen) Identität ausgesetzt zu sein. Daher ist es richtig, dass ‚Frauen‘ und ‚Männer‘ unterschiedliche Erfahrungen machen, unterschiedliche Praxen üben, ‚unpassende‘ Selbstanteile nur eingeschränkt oder gar nicht leben können und sich um ‚passende‘ Anteile bemühen. Dass wir alle in die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit involviert sind, verstärkt dieses Differenz erleben einerseits, lässt aber andererseits Spielräume erkennen.

Vielleicht müssen wir hier unterscheiden zwischen feministischer Theorie und der breiten Strömung von Unmut und Unzufriedenheit der Mehrheit von Frauen in der Gesellschaft. Bei der Etablierung von Frauenpolitik in der Verwaltung, in den Parteien und anderen Organisationen hat sich vielfach eine

Argumentation breitgemacht, die Veränderungen erreichen will, ohne sich auf die radikale Konsequenz feministischen Denkens einzulassen. Dafür werden Stereotypen über die Eigenschaften und Wünsche von Frauen und von Männern ins Spiel gebracht und Anerkennung für Differenz gefordert. Durch diese politische Strömung hat sich einerseits ein durchaus bedeutsamer Wandel in dem, was Frauen und Männern zugestanden wird, vollzogen; es entstand aber andererseits die Illusion, die Gleichberechtigung bzw. Emanzipation schon erreicht zu haben. Feministische Theorie jedoch begann und beginnt mit dem Wagnis, sich von den Vorab-Festlegungen zu verabschieden.

In den Erziehungswissenschaften sowie in der Politik geführte Debatten, wie die von ‚Jungen als Bildungsverlierer‘ oder (z.T. daran anschließende) Forderungen wie ‚Mehr männliche Fachkräfte in (früh-)pädagogische Bereiche‘ greifen dichotome Geschlechterkonstruktionen teilweise auf und naturalisieren diese. Wie ist dem Ihrer Meinung nach zu begegnen?

Wer was vereinnahmt und welche Positionen anti-feministisch sind, müsste im Einzelfall betrachtet werden, ggf. möglichst deutlich zu korrigieren versucht und aufgeklärt werden. Das geschieht auch. Gegen das Irrationale an Medienkampagnen ist manchmal schwer anzukommen, aber immerhin sind sie manchmal relativ kurzlebig und werden von der nächsten Sensation abgelöst. An der Universität ist sorgfältige und kluge Aufklärung immer wieder nötig, nicht nur in Bezug auf Geschlechterfragen!

Wenn es gelingt, die einseitige Verantwortung der Frauen für Fürsorge weiter aufzubrechen, wäre durchaus etwas im Sinne der Verflüssigung normativer Geschlechterbilder gewonnen. Traurig finde ich an diesen Debatten das abgrundtiefe Desinteresse daran, Prozesse männlicher Sozialisation bei Jungen überhaupt verstehen zu wollen, als würde die pure Tatsache, dass sich ein Mann im Kindergarten einfindet, wie mit Zauberkraft an der Entwicklung der Jungen etwas verändern. Die Forderungen beleidigen auch die Intelligenz von Männern, finde ich – als müssten sie nichts können, nichts wissen und nichts denken, sondern nur ein bisschen mit dem Fußball kicken – und die Professionalität von Frauen in diesen Berufsfeldern sowieso. Vielleicht wäre es wirksamer, diese Gleichgültigkeit und Dummheit dem Spott preiszugeben, als gegen das Fortwirken der Dichotomien anzurennen.

Sie verstehen Geschlechterforschung auch als Kritik an bestehenden sozialen Verhältnissen und somit auch an vorherrschenden Normen, Politiken und rechtlichen Rahmenbedingungen. Wie schätzen Sie den Beitrag Ihrer Forschungsprojekte für die Gestaltung von und Einflussnahme auf Politik und Gesellschaft ein? Würden Sie uns bitte ausführen, inwiefern Sie Ihre Arbeiten als politisch verstehen.

Meine Forschung ist durch und durch politisch, auch und gerade im Sinne der Theoriebildung und der Aufklärung. Ein ganz großer Teil meiner Forschung war

und ist einerseits Praxisbegleitung, andererseits Politikberatung, aber immer mit dem Grundsatz, komplexe Zusammenhänge verständlich zu machen und Vorschläge zu entwickeln, wie mit dieser Komplexität umgegangen werden könnte.

Ich sitze gerade im ICE auf dem Rückweg von der Sitzung der Gender Equality Commission des Europarates, wo ich die Ergebnisse einer Fragebogenerhebung, in der die Mitgliedsländer befragt wurden, vorgestellt habe. Die Erhebung war die 4. Runde seit 2005, mit der die Umsetzung der Empfehlungen des Ministerrates zum Schutz von Frauen vor Gewalt überprüft werden soll, und das Ergebnis damit mein 4. Bericht³. Mit meinen Analysen ist es mir gelungen, einerseits die (immerhin freiwillige) Antwortbereitschaft zu erhöhen, andererseits zu vermitteln, dass und warum die Vielfalt der Traditionen, Institutionen, Rechtssysteme in Europa es notwendig machen, auch bei gemeinsam beschlossenen Zielsetzungen die tatsächlichen Handlungsstrategien im Kontext zu betrachten und zu verstehen. Dabei benenne ich durchaus Unzulänglichkeiten und Widersprüche. Ich mache aber die Erfahrung, dass gerade die Differenziertheit meiner Berichte von den AkteurInnen in Politik und Verwaltung geschätzt wird, und sie diese Berichte als außerordentlich nützlich in ihrer Arbeit für mehr Gleichberechtigung bezeichnen.

In Politik und Verwaltung sitzen mittlerweile eine ganze Menge Frauen und auch Männer, die im Hinblick auf schädliche Folgen von Dominanz und Unterordnung im Geschlechterverhältnis etwas verändern wollen, und sie sind größtenteils intelligente Menschen, die anspruchsvolle Analysen zu schätzen wissen. Da kann Forschung durchaus etwas zur Veränderung beitragen, finde ich.

Welche Bedeutung messen Sie in ihrer Forschung Elementen der Partizipation, Bildung und Veränderung bei? Was hat dies für methodologische und methodische Konsequenzen?

Ich bin seit meinen ersten Forschungsarbeiten einem Ansatz der Aktionsforschung oder besser *feminist participatory action research* verbunden. In Kürze erscheint von mir ein Aufsatz dazu (Hagemann-White 2013). Allerdings gibt es sehr unterschiedliche Formen der Partizipation, so wie die Forschung selbst auf verschiedenen Ebenen arbeitet. Bei meinen Studien für die EU und den Europarat spielten politische Bildung und Veränderung *die* zentrale Rolle, wobei es für den Inhalt entscheidend war, mit der Praxis im Gespräch zu bleiben. Mit unserem aktuellen Projekt „Cultural Encounters in Intervention Against Violence (CEINAV)“ habe wir wieder einmal eine ‚freie‘ Grundlagenforschung vor uns, und hier ist die Partizipation wieder wesentlich. Wir haben in jedem der vier Länder drei nichtakademische Partner aus der Praxis; das sind zum großen Teil nationale oder regionale Netzwerke der Praxisprojekte (z.B. Beratungsstellen) zu den verschiedenen Gewaltformen. Wir haben mit denen eine schriftliche Kooperationsvereinbarung abgeschlossen, in der wir ihnen Transparenz, Vertraulichkeit und Anerkennung ihres Beitrags zum Projekt zusagen, und auch

ethische Fragen des Umgangs mit Betroffenen sowie Fragen der Verwendung zentraler Begriffe werden mit ihnen diskutiert.⁴

Wir bedanken uns an dieser Stelle ganz herzlich bei Carol Hagemann-White für die Bereitschaft, unsere Fragen in Form eines schriftlichen Interviews per E-Mail zu beantworten.

Anmerkungen

- 1 Inter- und Transsexualität bzw. Transgender wären im Sinne dieses Ansatzes als Ausbruchsversuche aus dieser Ordnung zu deuten. Die unbedingte Zweiteilung im Symbolischen naturalisiert auch die Heterosexualität und setzt sie voraus.
- 2 Zum Projekt s. <<http://www.hjali.is/information>>. (Zugriff am 30.3.2014).
- 3 Die Berichte „Protecting women against violence“ sind alle auf der Webseite des Europarates zu finden: <<http://www.coe.int/t/dghl/taardsetting/equality/03themes/violence-against-women>>. (Zugriff am 30.3.2014).
- 4 Unser Projektblog gibt fortlaufend weitere Information: <<http://ceinav-jrp.blogspot.de/>>. (Zugriff am 30.3.2014).

Literatur

- Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation: Weiblich – männlich? Opladen: Meisenheim/Glan.
- Hagemann-White, Carol (1988): Weiblichkeit, Leiblichkeit und die kulturelle Konstruktion der Geschlechterpolarität. In: Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik, 5, 3/4, S. 51-67.
- Hagemann-White, Carol (1993): Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. In: Feministische Studien 11, 2, S. 68-78.
- Hagemann-White, Carol (1994): Der Umgang mit Zweigeschlechtlichkeit als Forschungsaufgabe. In: Diezinger, A./Kitzer, H./Anker, I./Odierna, S./Haas, E. (Hrsg.): Erfahrung mit Methode. Reihe Forum Frauenforschung, 8. Bielefeld: Schriftenreihe der Sektion Frauenforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, S. 301-318
- Hagemann-White, Carol (2009): Grenzüberschreitendes Denken und Handeln: Europa als (feministisches?) Projekt – Vernetzung und formative Evaluation. In: Aulenbacher, B./Riegraf, B. (Hrsg.): Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs. Festschrift für Ursula Müller. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 65-80.
- Hagemann-White, Carol (2013): Feministische Aktionsforschung zwischen Empowerment und Anrufung staatlicher Intervention bei Gewalt gegen Frauen. In: Bereswill, M./Liebsch, K. (Hrsg.): Geschlecht (re)konstruieren. Zur methodologischen und methodischen Produktivität der Frauen- und Geschlechterforschung (Forum Frauen- und Geschlechterforschung 38). Münster, S. 16-41.
- Meuser, Michael (2005): Strukturübungen. Peergroups, Risikohandeln und die Aneignung des männlichen Geschlechts-habitus. In: King, V./Flaake, K. (Hrsg.): Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein. Frankfurt/M.: Campus, S. 309-323.